

Daniel Widmer

Abendgedanken

Seenebel umhüllt die Stadt. Vier mahnende Schläge vom Kirchturm her, welche die Gedanken unterbrechen und aufhorchen lassen. «Bürger, achte auf die Stunde!», mahnen die Kirchenglocken. Leise lege ich mein Buch beiseite und zähle mit: ... elf ... zwölf. Kann das denn sein? War ich nicht aufmerksam? Wie immer zweifle ich, will es mir jedoch nicht eingestehen und beschliesse einfach, dass es schon Mitternacht sei, als hätte ich zwei denkende Köpfe, einen, der entscheidet, und einen, der fragt. Gegen Tagesende war ich in die schönste Novelle von Tschechow versunken – eine Sprechstunde beim Arzt – und das Gelesene verwob sich mit den Erlebnissen des Tages. Auf den Stufen zur Nacht flüstert der ärztliche «Treppenverstand» einem zu, was man hätte tun oder sagen sollen. Durch die Glockenlaute zur Ordnung gerufen, versinke ich wieder in meinen Gedanken ...

Ist mein Kondolenzbrief nicht allzu förmlich, wo ich doch noch Tränen vergiesse über den Verlust dieses Menschen, der mir so ergreifend von seinem Heimweh erzählen konnte? Mein Befund einer Aortendissektion hatte sich als zutreffend erwiesen, und ich sollte eigentlich stolz darauf sein, ihn ohne bildgebende Verfahren, einfach durch Befragung und Untersuchung, gestellt zu haben. Trotzdem traure ich um den Hinschied eines Mannes, den ich grenzenlos schätzte. Einem Dichter begegnet man nicht alle Tage. Er trug ein ganzes selbst erdichtetes Epos in sich, das er mir einst, auf der Türschwelle, in gereimtem Versmass vorgetragen hatte – wie Homer schrieb er es niemals auf. Es erzählte von der verlassenen Heimat und von den Baracken schweizerischer Ungastlichkeit. Damals hörte ich staunend zu und glaubte, es handle sich um die auswendig gelernte Lyrik eines grossen Dichters seines Landes ... Trotz bohrender Schmerzen war es nicht leicht gewesen, ihn zum Gang

ins Spital zu bewegen, und ich musste ihn mit entschiedenem Nachdruck drängen. Ich hätte ihn gerne sanfter ermutigt, aber die Dringlichkeit liess künstlerische Sensibilität nicht zu. Nur den teuren Krankenwagen nahm er nicht und fuhr stattdessen, trotz der Gefahr, mit dem Taxi in die Notfallstation. Er wusste, wohin diese Reise führen konnte und starb zehn Tage nach der Operation, nichts anderes bedauernd, als dass er die Seinen verliess. Das Glück, ihm begegnet zu sein, ihm während zwanzig Jahren geholfen zu haben, versinkt heute abend in Melancholie.

Meine Gedanken fliegen weiter. All das – Menschen und ihr Leben kennenlernen; überrascht werden und staunen; sich Zeit lassen für eine Diagnose einzig durch Zuhören, Fragen und Tasten; seine Aufregung spüren und trotzdem im Notfall entscheiden oder lieber vorsichtig und manchmal sogar sanft vorgehen; bei der Pflege väterlich auftreten oder eher verhandeln, der Gunst der Stunde entsprechend; den «Treppenverstand» hegen, alleine oder mit Kollegen, um Mängel zu entdecken; der Seele Raum lassen und die Tugend pflegen, das Sinnvolle auszuführen –, kurz gesagt, all diese Momente der Freude, werden sie weiterbestehen? ... Was, wenn die Schweiz ihre gesamte Medizin den Versicherungen als Geschenk überlässt? Wenn die Rolle des Staates – des Freiheitsgaranten – ausgelagert wird, dem Profit zum Profit? Wenn alles nur noch richtig, wirtschaftlich, schnell, sofort wirksam sein muss und nichts anderes mehr zählt? Womöglich werde dann auch ich über Vergangenheit und Auswanderung dichten, mich einzig auf das Versmass stützen, um zu überleben, in jener zynisch und unbewohnbar gewordenen Welt, in jener Notbaracke, die dann mein definitives Provisorium sein wird, vom lachenden Geld terrorisiert.